

Natürlich wußte ich, daß Vilma im Labor arbeitete. Ich hatte sie in weißen Leinenhosen und im weißen Arbeitsmantel hinten aus der Fabrik kommen sehen, auf dem Kopf die unvermeidliche und gleichfalls weiße Haube. Allerdings immer nur von weitem. In der Hölle, in der ich mich bewegte, bewies mir ihre Erscheinung, daß es irgendwo noch ein anderes Leben gab als das, das mir alltäglich in Gestalt sündiger Teufel entgegtrat. Jemand, der von solch unglückseligen Bevölkerern der Hölle umgeben war, konnte nicht anders, als ein paradiesisches Wesen in ihr zu sehen. Darauf war es wahrscheinlich auch zurückzuführen, daß ich meinte, das Reich der Schatten in Richtung Garten Eden zu verlassen, als Dori einen ehemaligen Studenten der industriellen Chemie im dritten Semester für geeignet hielt, den Platz der jählings entführten Laborantin zu besetzen. In Wahrheit handelte es sich dabei um einen absolut gewöhnlichen Raum mit absolut gewöhnlichen Geräten, in dem Tag und Nacht ein ohrenbetäubender Lärm herrschte. Von einem Paradies war wirklich nichts zu spüren. Die einzige Veränderung in meinem Leben war die, daß ich auf meinem Weg ins Labor keine in Zeitungspapier eingewickelte Pausenzehrung bei mir führte. Und daß ich nicht mehr mit Teufeln zu tun hatte, sondern den Tag in Gesellschaft zweier von Kopf bis Fuß in Weiß gehüllter Wesen verbrachte. Eines davon war Vilma.

Das gütige Geschick führte mich in Vilmas Labor auf dem Umweg über ein Büro, in dem es weder Staub noch Lärm gab. Es war darin weder besonders hell noch besonders dunkel, und das einzige Fenster war vergittert. Wollte man hineingelangen, mußte man erst an einer mit emailliertem Blech beschlagenen Tür anklopfen. Wenn man sie dann öffnete, stand man verduzt vor einem Käfig: von einer Wand zur anderen erstreckte sich ein deckenhohes Eisengitter. Es war, als würde man eine Gefängniszelle betreten. Doch es handelte sich um kein Verlies, sondern um das Kaderbüro. In dem eisernen Käfig saß zwischen Regalen und Tresoren ein Mensch. Schon als ich ein paar Monate zuvor meine Arbeit am Schredder angetreten hatte,

war ich in diesem Büro gewesen. Nun traf ich auf die gleiche Person, zu deren Füßen ein ausgeschalteter Heizstrahler stand. Das ist der Gefangene dieses Büros, dachte ich beim Wiedersehen. Hätte der Mann am Tisch meine Gedanken lesen können, er hätte zu grinsen angefangen, dann hämisch gekichert und schließlich brüllend gelacht, um dann mit der Faust gegen einen der Tresore zu schlagen und mich anzuherrschen: »Ihr seid doch die Gefangenen. Schau nur, da habe ich euch alle, eingesperrt in meinen Panzerschränken.« Doch egal, ob er nun Gedanken lesen konnte oder nicht, der Mann unterließ es tunlichst, gegen einen Stahlschrank zu schlagen, denn dabei hätte er sich nur die Hand verletzt. Nein, so verrückt sah er wirklich nicht aus. Er schaute von seinen Akten auf, um mir mitzuteilen, daß ich mich auf Wunsch der Direktion von morgen ab zur Arbeit im Labor einzufinden hätte. Das »auf Wunsch der Direktion« wiederholte er mehrmals. Ich hatte zehn Bewerber für diesen Arbeitsplatz, fügte er hinzu und musterte mich dabei von Kopf bis Fuß, als wolle er herausfinden, was an mir so besonders wäre. Da, nimm, sagte er und streckte mir das Blatt Papier mit der Entscheidung der Direktion der Zementfabrik hin, mich als Laborant anzustellen. Als ich danach griff, zog er es plötzlich wieder weg. Denke daran, sagte er, es hat sich für dich überhaupt nichts geändert. Er spuckte die Worte aus wie Rotz. Der Schredder ist noch immer dort, wo er immer war, fuhr er im gleichen Ton fort. Und ich glaube auch nicht, daß er sich bewegen wird. Damit übergab er mir das Blatt Papier, und ich stand an der eisernen Barrikade mit dem peinlichen Gefühl, ein Stück Rotz in der Hand zu halten. Der andere hatte mit bereits wieder den Rücken zugewandt. Ich wollte das Gefühl des Ekels nicht länger ertragen und ging.

Sicher, dachte ich, geändert hat sich für mich nichts, und es wird sich auch nichts ändern. Trotzdem nahm mich das gütige Geschick bei der Hand und führte mich ins Labor. Dort war Vilma. Sie saß haubenlos auf einem Stuhl. Ich stellte mir ernstlich die Frage, ob dieses Geschöpf wirklich Xhodas Tochter war.

Dann überlief mich ein kalter Schauer. In ihrem Gesicht waren Ladis Augen. Vilma lächelte mich an, und in meinem Hals bildete sich ein Kloß. Fast hätte ich geweint. Ladis Augen, in Vilmas Gesicht! Aber Ladi war nicht hier, sondern Vilma. Das bedeutete nicht, daß er nicht existiert hätte. Irgendwo gab es ihn. Aber wo? Und wie? Lächle nicht, wollte ich zu Vilma sagen. Ich bin, der ich immer war, und ich werde es bleiben. Ich habe mich nicht verändert, ich verändere mich nicht, und ich werde mich auch nie verändern. Ich grinste. Vilma nahm es als Liebenswürdigkeit, im Austausch mit der ihren. Hätte sie aufmerksam hingeschaut und in meinen Augen zu lesen gewußt, es wäre ihr nicht entgangen, daß das, was sich auf meinem Gesicht abspielte, nichts mit dem zu tun hatte, das in ihrem Lächeln mitschwang. Vilma konnte nicht wissen, daß mein vorlautes Gehirn in diesem Moment einen Poeten zitierte, der in jenen Tagen zur Strecke gebracht worden war. Seine Blasphemie lag darin, daß er in etwa geschrieben hatte: »Ich bin, der ich nicht war, ich werde sein, der ich nicht bin.« Dafür hatten sie den armen Sünder zugrunde gerichtet. Mir machten sie für das Gegenteil das Leben zur Hölle. Anders konnten die Worte des Mannes in seinem Käfigzimmer nicht gemeint gewesen sein. Was willst du bloß, Tiger, dachte ich. Als in meinem Schädel die Frage »Was willst du, Tiger« auftauchte, mußte ich lachen. Vilma forderte mich zum Sitzen auf, und ich setzte mich auf den Stuhl. Mir war, als lauerte draußen vor der Tür ein Tiger. Und während ich in das tiefe Blau ihrer Augen eintauchte, entschied ich mich, ihr so fern wie möglich zu bleiben. Ein Tiger war mir auf den Fersen. Ein Tiger, der auch Vilma zu verschlingen drohte. So, wie er bereits Ladi gefressen hatte. Und Sonja. Ich wollte nicht, daß ihm auch noch Vilma zum Opfer fiel.